

Reinhard Kahl

Wie Schulen klingen

1. Bitte Eintreten!

Können Schulen klingen? Ja. Und wie! Sie riechen sogar.

Sollten sie aber weder klingen noch riechen und sich auch sonst nach nichts anfühlen, dann wären wir im *nowhere land*. Gebildet würde hier der *nowhere man*, von dem die Beatles singen: *doesn't have a point of view, knows not where he's going to, making all his nowhere plans for nobody*.

Manchmal überkommen mich düstere Tagträume. Schulen im rasenden Stillstand. Nichtorte für Niemande. Da läuft dann jemand mit einem Spray durch die Räume, wie die Hausfrau hinter Monsieur Hulot in Jaques Tatis Film *Mon oncle*. Leben wird desinfiziert. Perfektion. Metaphern des Todes. Davon sind die Schulen weit entfernt, wenn auch nicht unbedingt durch Lebendigkeit, so doch wenigstens durch Schmutz, durch das Unreine, mit dem alles anfängt.

Ich träume aber viel lieber von Schulen, die leuchten und klingen. Der Verzicht auf Desinfektion und Perfektion macht heiter und klingt etwa so: *Ihr seht schon ganz manierlich aus, kommt mir nur nicht absolut nach Haus*. So spricht der Dichter. Das ist der Sound von Goethe.¹ Wer eine Schule betritt, der riecht und hört gleich, was los ist. Man spürt die Atmosphäre. Es geht einem wie dem sagenhaften Arzt Professor Sauerbuch, der behauptet haben soll, bei seinen Visiten käme ihm die Hälfte der Diagnose zwischen Tür und Krankenbett.

Also beginnen wir mit der Diagnose nach Professor Sauerbruch.

Töne

Noch bevor man zu schauen anfängt, kommt der Klang. Man kann die Augen schließen, aber den Tönen kann man sich nicht entziehen. Man hört sie spätestens, sobald gesprochen wird. Ein Lehrer sagt, *auf euch habe ich gewartet*. Wie klingt dieser Satz? So als wollte er sagen, *hey, kommt her, in euch steckt viel mehr als ihr glaubt, machen wir was draus ...* Oder tönt er so: *Auf dich, mein Lieber, habe ich gerade noch gewartet ... Du wirst noch dein blaues Wunder erleben ... Ich wundere mich schon über gar nichts mehr*. Beide Begrüßungen bestehen aus den gleichen Buchstaben: *Auf euch habe ich gewartet*. Die Botschaft steckt vielleicht weniger im Text als in den Tönen und in den von ihnen ausgelösten Resonanzen.

Oder dieser Satz einer Lehrperson: *Die machen, was sie wollen*. Bitte sprechen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, den Satz laut nach. *Die machen was sie wollen*. Wie klingen die fünf Wörter? Ist es dieses abfällige und herabsetzende *Die-machen-wieder-nur-was-sie-wollen*, mit dem Verdacht von Beliebigkeit und Angst vor dem Chaos? Oder hört man eine respektvolle Stimme sagen, *oh, sie wollen etwas und sie machen tatsächlich*,

1 Hinweis von Manfred Osten (2006)

was sie wollen. Etwas zu wollen ist ganz und gar nicht trivial. Aber in welcher Umgebung hat etwas zu wollen eine Chance und wo werden der Wille und der Wunsch erstickt?

Noch ein Satz, der ohne Partitur nur Makulatur wäre. *Was hast du für einen Fehler gemacht.* Spricht hier die Fehlerinquisition oder sind wir etwa in eine jener Mittagsmeditationen geraten, zu denen in manchen Unternehmen heute die Entwicklungsabteilung oder sogar das Management zusammenkommen? Dort gelten Fehler – vorausgesetzt es sind neue, interessante und nicht die alten dummen Fehler – als Trophäen, die Grenzgänger von ihren Expeditionen mitgebracht haben und die sie durchaus stolz vorzeigen. Fehler werden nicht mehr verschämt verborgen, sie führen nicht mehr zu Eintragungen im Sündenregister. Ohne Fehlereintrag im Pass von Grenzgängern liegt sogar der Verdacht nahe, dass jemand noch gar nichts gemacht hat, dass er jedenfalls nicht aus seinen Routinen herausgekommen ist und nichts von Ausflügen ins Neuland zu erzählen hat.

Fehler

Die Resonanz auf Fehler ist ein Mentalitätstest. Ich erinnere mich noch, wie ich als Schüler zu Hause beim Mittagessen gefragt und nicht selten verhört wurde, nachdem wir eine Klassenarbeit zurück bekommen hatten: *Was hast du denn da schon wieder für Fehler gemacht!* Ein Satz ohne jedes Fragezeichen, aber mit vielen Ausrufezeichen. Die rote Tinte der Pädagogen hatte schon geäzzt. Und nun zürnten auch noch die Eltern: *Fehler, Fehler, Fehler. Mach nur so weiter ...* Diesen Sound haben viele noch im Ohr.

Bei Rank Xerox in Kalifornien sollen in der zweiten Hälfte der 80er-Jahre neue Töne zur Fehlerreflexion aufgekommen sein. In diesen Jahren war auch erstmals von der *learning organization*² die Rede. Es begann ein Umcodieren der Kultur. Es kam in der Produktion immer mehr auf Innovationen und Zusammenarbeit an. Lassen wir jetzt außer Acht, dass auch die schönste Meditation zu Rhetorik und Attitüden schrumpfen kann, wenn sie nicht von Zugehörigkeit und der sich daraus ergebenden Sicherheit getragen wird. Nur aus einer Tiefensicherheit heraus kann man Unsicherheit wagen. Und die ist auch in Kalifornien noch selten.

Gotthold Ephraim Lessing (Lessing 1970) hat in seiner Klarheit formuliert, dass der größte Unterschied von nur einem Hauch ausgelöst werden kann – oder eben von einer andere Betonung. In seinem Urfaustfragment werden die Geister gefragt, was denn der kleinste Abstand in der Welt sei. Es sei der zwischen gut und böse, zwischen richtig und falsch. Dazwischen ist nicht etwa der größte Abstand. Es ist oft ein ganz kleiner. Es reicht, eine Schraube nur ein kleines Stückchen weiter zu drehen, und die Dinge wandeln sich – zuweilen bis ins Gegenteil. Es ist wie beim plötzlichen Übergang von flüssigem Wasser zu festem Eis oder von Wasser zu Dampf.

² Das wichtigste Dokument dieses Wandels ist das 1990 erschienene Buch von Peter Senge, *The Fifth Discipline: The Art and Practice of the Learning Organization*. Deutsch: *Die fünfte Disziplin: Kunst und Praxis der lernenden Organisation*. Stuttgart 2011, revidierte Neuausgabe (Klett-Cotta)

Der große Unterschied

Liegt der kleinste Abstand, der die größten Unterschiede macht, nicht im Ton?

Man erkennt Kulturen kaum an ihren Thesen und Proklamationen. Große Sätze, wie sie seit einiger Zeit auch Schulen in ihre Leitbilder schreiben, sagen wenig. Man müsste ihnen Partituren beistellen. Sätze, deren Buchstaben identisch sind, können von grundverschiedenen Stimmungen und Weltansichten adoptiert und intoniert werden.

Auf die Töne kommt es an.

Man erkennt Kulturen eher an ihrem Wie als am Was. Eher am Klang als am Wort. Sind sie misstrauisch oder eher wohlwollend gestimmt? Sind sie ausschließend oder einladend? Sind sie belehrend oder machen sie neugierig? Betreten wir ein Gasthaus, in dem die Gastgeber selber neugierig und wohlwollend sind? Sind Gäste überhaupt willkommen? Oder müssen wir in ein Zwangsrestaurant mit Aufesszwang, weil man den Bekochten, zumal den Jüngeren erst mal mangelnden Appetit, wenn nicht gar Essstörungen unterstellt? Und es ist ja klar, dass sich dann genau jene Essstörungen bilden, die den Beweis für die Notwendigkeit der Zwangernährung abgeben.

Besucher hören an der Resonanz auf sich selbst, also am eigenen Leib, ob sie eine Anstalt betreten haben oder in ein Gasthaus des Lernens eingekehrt sind. *Schläft ein Lied in allen Dingen* oder sind die Dinge ohne Traum und Klang und also ohne Leben?

2. Die Bremer Stadtmusikanten

Es gibt Ereignisse, die würde man nicht für möglich halten, wenn man sich nicht selbst von ihnen überzeugt hätte. Man nennt sie zuweilen Wunder. Wunder? Ein Beispiel. Nein, eine Geschichte. Beispiele stehen für etwas Allgemeines. Geschichten sind einmalig. So einmalig wie Primzahlen – oder eben Wunder.

Das Sechsmastzelt

Ein Wunder kann man jedes Jahr im Bremer Stadtteil Osterholz-Tenever erleben, wenn dort eine Stadtteiloper aufgeführt wird. 2014 war es bereits die fünfte. Osterholz-Tenever ist ein Quartier an Bremens Peripherie. Wohnsilos aus den 1970er-Jahren. Dort leben heute mehr als 50 Prozent der Menschen von Hartz IV. Sie kommen aus mehr als 90 Ländern. Und dort wird Jahr für Jahr ein Sechsmastzelt aufgebaut, größer als das von Circus Busch. Darum herum eine Zeltstadt für Garderobe und Technik, für Sänger und Musiker. 1.000 Zuschauer finden im großen Zelt Platz. Die Vorstellungen sind ausverkauft. Beteiligt sind auf und hinter der Bühne 500 Schüler und Lehrer der *Gesamtschule Ost*, Profimusiker der *Deutschen Kammerphilharmonie Bremen*, mit denen die Schule seit 2007 eine Art Wohngemeinschaft bildet. Außerdem sind professionelle Sänger dabei sowie Freiwillige aus Stadtteilinitiativen, aus dem Mütterzentrum, Sozialpädagogen, Polizei und Feuerwehr. Diese Oper ist ein Gesamtkunstwerk.

Gegen die notwendigen Zweifel an Wundern helfen nur genaue Beobachtungen. Wir haben in Bremen gefilmt. Aus Drehtagen wurden Wochen, denn es gibt dort nicht nur die Stadtteiloper. Bleiben wir aber erst mal bei ihr.

Eine Oper

Im Mai 2014 war es in der Art einer Pekingoper *Drachensöhne und Feentöchter. Ein Märchen aus Vietnam*. Wochenlange Proben waren dem vorangegangen. Die letzten Tage vor der Premiere hatten die beteiligten Schüler keinen Unterricht. Wegen der so unterschiedlichen Herkünfte in Osterholz-Tenever spielten die Opern in den vergangenen Jahren jeweils in einer ihrer nationalen Kulturen. Diesmal vietnamesisch. Die Oper hatte Karsten Gundermann für diesen Anlass komponiert. Er hatte einige Jahre in China gelebt und gearbeitet, war dort als Spion, der das Patent der Pekingoper stehlen wollte, ausgewiesen worden und wieder eingeladen und gefeiert, als seine Opern dort Kassenschlager wurden. Profis sind auch die Regisseurin Julia Häbler und die Sänger Dan Thy Nguyen und Khanh Nguyen. Die Schüler spielen zum Teil auf selbstgebauten, alten asiatischen Instrumenten. Man merkt schon, hier kommen lauter Geschichten zusammen, die eigentlich erst mal nach hinten erzählt werden müssten, um dann nach vorne weiterzugehen und verstanden werden zu können.

Eine Geschichte sein

Deshalb eine Unterbrechung und ein Blick darauf, was es heißt, eine Geschichte nicht nur zu haben, sondern eine Geschichte zu sein. Wenn auch jede Geschichte so einzig ist wie eine Primzahl, so gibt es hinter den mannigfaltigen Semantiken doch eine gemeinsame Grammatik.

Eine Geschichte beginnt, wenn etwas dazwischenkommt. Das kann man vom weisen Skeptiker Odo Marquard lernen. Eine Geschichte folgt keinem Plan. Eine Geschichte beginnt mit einer Störung, einem Fehler, einer Mutation oder eben damit, dass etwas oder jemand so dazwischenkommt, *so wie meine Frau mir dazwischen gekommen ist*, schreibt der Philosoph. Denn, so Marquard, *erst wenn einem geregelten Ablauf oder einer geplanten Handlung ein unvorhergesehenes Widerfahrnis widerfährt, können sie – die Geschichten – erzählt werden* (Marquard 2007, S. 63f). – Sonst ist einfach nichts.

Wohngemeinschaft mit Musik

Die Geschichte in Bremen beginnt mit der ungewöhnlichen Wohngemeinschaft der Schule und einem Weltklasseorchester.

Seit 2007 bewohnt die *Deutsche Kammerphilharmonie* einen Teil der Bremer *Ge-samtschule Ost*. Das Orchester suchte Räume zum Üben, für Konzerte und für Schallplattenaufnahmen. Die Schule wurde damals wegen Asbest und der Müdigkeit des Betons saniert. Ein Teil sollte abgerissen werden, weil die Zahl der Schüler gesunken war. Albert Schmitt, der Geschäftsführer des Orchesters erinnert sich, dass er vor dem Gebäude umkehren wollte. Hier? Nein, das kann nicht wahr sein. Aber ein Musiker, der mitfuhr, meinte, lass uns doch wenigstens mal reingehen.

Wieder ist eine Unterbrechung nötig, denn Geschichten funktionieren wie die Matrjoschka, die russische Puppe, in der immer noch andere Puppen stecken. Eine Bemerkung zur *Kammerphilharmonie*. Das Orchester hieß ursprünglich *Junge Deutsche Philharmonie*. Es war Anfang der 80er-Jahre als Übergangspassage für Absolventen aus

Musikhochschulen bis zur Anstellung in Orchestern gegründet worden. Diese Musiker hatten sich allerdings bald geschworen, niemals unter einem diktatorischen Dirigenten zu spielen. Und sie entschlossen sich, zusammen zu bleiben. Sie wollten keine Instrumentalbeamten werden. Sie wollten sich, je nach Art ihrer Musik, ihre Dirigenten selbst wählen. Derzeit ist es Paavo Järvi aus Estland, mit dem sie in den Metropolen Asiens, in New York und eben auch in Bremen Osterholz-Tenever spielen.

Das Orchester wird nur zu einem geringen Teil subventioniert. Es gehört den Musikern. Man kann auch sagen, sie sind Unternehmer. Die Balance von Sicherheit und Unsicherheit, von Wagnis und Gelingen ist ihr Wasserzeichen und war es von Anfang an. Und dieses Muster haben sie in die Schule getragen. Die Kammermusiker spielen ein bisschen wie Jazz. Sie sind keine *Ausführenden*. Zuzuhören ist fast so wichtig wie selbst zu spielen. So entstehen die Stücke immer wieder neu und sie kommen jedes Mal ein bisschen anders. Das führt zu Klangwundern.

Als das Orchester Räume suchte, hatte die Schule bereits Klassen mit Musikprofil gebildet. Franz Jentschke, der langjährige Schulleiter ist einer, der Sicherheit schafft, damit Schritte ins Neuland gewagt werden können. Sicherheit also, um Unsicherheit zu ermöglichen. Das passte. Und als Messungen von Akustikern ergaben, dass sich aus der Aula ein guter Konzertsaal machen ließ, in dem auch CD-Einspielungen möglich seien, kam es zum Schwur. Inzwischen haben mehrere dort aufgenommene CDs den begehrten Echo-Klassik-Preis bekommen. Das Orchester wird in New York ebenso gefeiert wie in Korea und in Japan zählt man es zu den zehn besten der Welt.

Melodie des Lebens

Wieder zurück in der Hochhaussiedlung. Die Musiker haben die Schule und das Quartier verändert. Kein Schüler kommt bereits mit einem Instrument in diese Schule. Aber inzwischen spielen viele von ihnen hervorragend. Das liegt nicht nur an dem Orchester, sondern ebenso an den Musiklehrern, die den Ball aufgegriffen haben und die mit der Jugendmusikschule kooperieren. Die bietet zusätzlichen Musikunterricht an, der nicht kostenfrei ist, auch weil, wie der Schulleiter sagt, *was nichts kostet, nichts wert sei*. Aber nie soll der zusätzliche Musikunterricht am Geld scheitern, dafür sammelt die Schule Stipendien. Über die Jahre hat sich auch die Rolle der Musiklehrer verändert. Nicht zuletzt, weil sich passende Pädagogen an diese Schule beworben haben und weil die Auftritte zusammen mit den Profis die Schule verändert haben. Wenn es auf die Auftritte zugeht, findet nicht mehr Schule, sondern Kunst statt. Dann gelten deren Qualitätsmaßstäbe. Dann wird auch über Pünktlichkeit nicht lange diskutiert. Dann kann man also auch rausfliegen. Die Schüler sind jetzt keine Schüler, sie sind Künstler.

Zweimal im Jahr bei der *Melodie des Lebens* treten Schüler und Lehrer zusammen mit den Profis auf. Die *Melodie des Lebens* ist die andere ganz große Geschichte dieser ungewöhnlichen Wohngemeinschaft. Da präsentieren Schüler etwa einen Bläzersatz von Buxtehude, dass die Streicher begeistert mit den Bögen klopfen. Da singen Kinder selbst Komponiertes ohne jedes Getue. Das Publikum ist gerührt und verlässt heiter die Konzerte. Bei der *Melodie des Lebens* hat sich über die Jahre auch die Lehrerband *Hot Päds* profiliert.

Auch die *Melodie des Lebens* hat ihre Geschichte, ja sie ist eine. Am Anfang war die Zufallsbegegnung der Bratschistin Frederike Latzko aus der Kammerphilharmonie mit dem Pianisten, Komponisten, Songwriter und Sänger Mark Scheibe. Die eine mit exzellenter, klassischer Ausbildung. Der andere ein genialer Autodidakt. Diese Mischung! Schon wieder eine Geschichte ... Sie kamen auf die Idee, die Schüler zum Schreiben von Liedern und ihren Melodieideen herauszufordern. Dann mit ihnen über Wochen daran zu arbeiten, um sich damit schließlich im Konzertraum der *Kammerphilharmonie*, die vor dem Umbau Aula der Schule war, vor 500 Zuschauern zu exposieren.

Fegefeuer und Geburt

In den vier Monaten, die zwischen den ersten Texten und Melodien bis zur Premiere vergingen, zeigen sich aufregende Gewebemuster musikalischer Bildung.³ Die Kreation ist so wichtig wie das Üben! Statt die Schüler korrigierend zu erziehen, sie ins tätige Leben hineinziehen! – So wie ein Refrain der Königstochter in der Stadtteiloper lautet: *Ich will nur Tätigkeit und Liebe!* – Andere Maximen: Die Schüler vorbehaltlos anerkennen und sie herausfordern! Und alles Lernen als Verwandlungen ansehen! Immer wieder kommt beim Beobachten dieser Gedanke: Es sind Verwandlungen!

Zum Beispiel ein Lied von Malte aus der sechsten Klasse. Ein Liebeslied:

*Ich werde nicht ruh'n
Ich will alles für dich tun
Ich will mit dir durch die ganze Welt
Du bist die einzige, die mir gefällt*

Und dann der Refrain:

*Ich mach die Lichter an
Ich mach die Lichter aus
Wo ist die Mitte?*

Schließlich der Chorus mit zwei Sängerinnen, ebenfalls aus der sechsten Klasse:

*An und aus
An und aus
Bis du glücklich bist.*

Aber, das wird natürlich sogleich gefragt, lernen die Schüler denn auch genug, wenn wegen der *Stadtteiloper* und der *Melodie des Lebens* häufig Unterricht im Englisch oder

3 Im Winter 2014/15 habe ich mit meinem Kamerateam keine dieser Proben in den vier Monaten zwischen ersten Proben im Dezember und der Aufführung im März ausgelassen. An der Dokumentation über die Verwandlungen in der Wohngemeinschaft von Schule und Orchester, über Stadtteiloper und die Melodie des Lebens wird zum Zeitpunkt der Manuskriptentstehung im Sommer 2015 noch gedreht. Im Frühjahr 2016 wird die Dokumentation Premiere haben. Teile – vor allem solche vom Kongress *Orte und Horizonte des Archivs des Zukunfts* im Oktober 2014 in Bregenz, auf dem sich das Bremer Projekt vorstellte – sind auf der Webseite www.adz-netzwerk.de bereits zu finden und werden schrittweise erweitert. Die in diesem Text zitierten Äußerungen der beiden Schulleiter und des Geschäftsführers des Orchesters, Albert Schmitt, wurden auf diesem Kongress gemacht und finden sich in der Videodokumentation.

Mathematik ausfällt? *Die Schüler schaffen es*, antwortete Annette Rüggeberg, aus der Schulleitung. *Sie schaffen es mit weniger Mathe und weniger Englisch, weil weniger nicht heißt, dass die Qualität schlechter wird. Qualität kommt auch von der Berührung, von dieser Begeisterung für die Musik.* Aber es gibt natürlich nicht nur Begeisterung, zumindest nicht ständig. Jeder Künstler oder sonst wie *Kreative* kennt diesen Tiefpunkt, an dem man sich verflucht, eine Sache überhaupt angefangen zu haben. Man geht durch Fegefeuer. Vor der Aufführung glauben viele der Kinder und Jugendlichen in Osterholz-Tennever fast zu sterben. Aber dann sind sie am Ende wie neu geboren.

Folgen

Auch empirisch lässt sich der Effekt nachweisen: In den Schuljahren von 2011 bis 2014 haben außer zwei Schwerkranken alle Schüler in der zehnten Klasse den Abschluss erreicht. *Trotz Stadtteiloper und Melodie des Lebens*, sagt Annette Rüggeberg und korrigiert sich sofort: *Nicht trotz, sondern wegen, deswegen!* Viele bleiben an der *Gesamtschule Ost* und machen dort ihr Abitur.

Albert Schmitt, als Kontrabassist zur *Kammerphilharmonie* gestoßen und jetzt deren Geschäftsführer nimmt den Ball auf: *Es ist das Charakteristikum der Stadtteiloper, dass man an seine Grenzen geführt wird und darüber hinaus geht. Jeder erfährt andere Grenzen und häufig sind sie schmerhaft. Das ist nicht kognitiv, das ist leiblich.* Der Zusammenhang von Leid und Leidenschaft, die Erfahrung von Grenzen und ihre Überschreitung, das ist die nachhaltige Bildungserfahrung – eine sonst sehr seltene. Eine, die öffnet. Eine, nach der die meisten Kinder und Jugendlichen einen Kopf größer sind. Eine, die Albert Schmitt für die entscheidende in diesem zur Resignation neigenden Stadtteil hält: *Es gibt immer eine Alternative!*

Zu den Beobachtungen in Bremen möchte man Blaise Pascal zitieren: *Der Mensch übersteigt unendlich den Menschen.*

Auch das sollte nicht vorenthalten werden: Die Kosten der Stadtteiloper schätzt Albert Schmitt, würden bei üblicher Kalkulation um eine halbe Million liegen. Er kommt mit der Hälfte aus, dank der vielen Ehrenamtlichen und weil das Orchester jedes Mal ein Joint Venture mit dem Ungewissen eingeht. Konkret: Es hat beschlossen, die Oper als Investition anzusehen. Dieses Wunder von Bremen verdankt sich der Bereitschaft aller Beteiligten, ein Projekt zu beginnen, dessen Möglichkeit zu scheitern, zumal bei den ersten Aufführungen, nicht gering war. Diese Möglichkeit wurde nicht ängstlich ausgeschlossen. Und genau deshalb ist bisher keine der Opern und keine *Melodie des Lebens* gescheitert. Es gilt die glückliche Paradoxie, dass die Projekte, die scheitern dürfen, seltener schief gehen als diejenigen, bei denen ein Scheitern unbedingt vermieden werden muss. Dazu gehört auch Angst zuzulassen. Fatal allerdings ist die Angst vor der Angst. Die zehrt am Leben. Die führt zum Bluff, zu Vermeidung, zu Passivität und Starre.

Wir denken jeden Tag, wir müssten uns eigentlich kneifen, Frau Rüggeberg und ich, sagt Schulleiter Franz Jentschke. *Was wir für ein Glück haben, dass wir solche Schüler haben und dass wir dann eine solche Partnerschaft haben, die uns in den Schoß gefallen ist – klar, dass man sie sich auch erarbeiten muss, aber man muss auch Glück haben und im richtigen Moment muss man sagen, das Glück halte ich fest.*

Emergenz

Als die *Kammerphilharmonie* in die Schule einzog, gab es bereits ein Musikprofil. Inzwischen gibt es keine Klasse mehr, die kein eigenes Profil hat, sei es Kunst, Deutsch, Theater oder Sport. In der Bremer Schule hat ein Kulturwandel stattgefunden. Man merkt es sobald man die Schule betritt. Überall in den Fluren Bilder an den Wänden. Keine Verwahrlosung. Überzeugend auch der Test, den ein früherer Bremer Schulsenator für seine Schulbesuche erfand: Erst mal zur Toilette gehen.

Wie ist es zu diesem Kulturwandel gekommen? Die Musiker sind ja nicht gekommen, den Schülern die Musik beizubringen. Sie sind einfach da und sie lieben die Musik. Ihre enorme Wirkung könnte man fast als Nebeneffekt bezeichnen. Oder als Emergenz, also als Bildung von etwas Neuem aus dem Zusammenspiel der Elemente in einem System. Eine Systemüberschreitung, oder eben: ein Wunder. Der Bremer Mathematiker und Chaosforscher Heinz-Otto Peitgen⁴, der auch Vorsitzender des *Freundeskreises der Deutschen Kammerphilharmonie* ist, bezeichnet dieses als einen Prozess, der nicht *planbar war und nicht gesciptet werden kann*. Auf Seiten der Schule und des Orchesters sei ein *Resonanzboden gewachsen*. Da habe sich etwas *orchestriert, da formt sich eine Gestalt, in der man Teil von etwas Größerem ist*. Er fällt sich selbst ins Wort: *Das sind ja gefährliche Worte, aber auf jeden Fall wird da etwas Gutes ausgelöst.*⁵

Absichtslosigkeit

Zu den Schülern kamen die Musiker ohne Auftrag und Absicht. Vielleicht ist diese Absichtslosigkeit das Geheimnis. Sie erinnert an die Weisheit von Goethe, die erst durch Wilhelm Busch so richtig bekannt wurde: *Man ahnt die Absicht und verstimmt*. Ist vielleicht das Übermaß an Absicht die Erbsünde der Pädagogen? Bewirkt der häufig zu absichtsvolle Lehrkörper die Verstimmtung des Lernkörpers? Provoziert er dessen Immunabwehr oder bekämpft und schwächt er diese am Ende sogar? Wie gelingt es hingegen, die Schüler wie einen Resonanzkörper zu stimmen?

Das Indirekte wirkt stärker als der auf direkte Erfüllung ausgerichtete Plan. Die Umgebung ist wirksamer als die Instruktion. Wichtig ist, einfach, zu sein. Da zu sein. Einmalig, selbstbewusst und zugehörig zu sein. Das ist alles andere als banal und gar nicht selbstverständlich. Jeder hat – jeder *ist* seine Geschichte. Und das, was die Musiker machen, ist ihnen wichtig. Nichts ist egal und es soll schön sein.

3. Resonanzverhältnisse

Statt der Wohngemeinschaft mit einem Orchester könnte es vielleicht auch die Arbeitsgemeinschaft der Schule mit einer Tischlerei sein oder mit einer Medienwerkstatt oder mit einem Labor. Wie wäre es mit Künstlern, Wissenschaftlern oder Handwerkern

4 Heinz-Otto Peitgen gründete in Bremen das Institut für Dynamische Systeme. Außer in Bremen war er Professor für Mathematik an der Universität von Kalifornien in Santa Cruz und an der Florida Atlantic Universität in Boca Raton.

5 Einspielfilm *Stadtteiloper* auf dem Kongress *Orte und Horizonte* vom 31.10 bis 2.11.2014 im Festspielhaus Bregenz.

in Residence? Werkstätten für den Stadtteil mit den rüstigen Pensionären? Und zugleich werden so für die Pensionäre nützliche Werkstätten geschaffen. Geben und Nehmen. Abschied von der Priestertradition. Kinder und Jugendliche sollten die Chance haben, Erwachsene kennenzulernen, für die das gilt, was der Soziologe Richard Sennett über das gute Handwerk schrieb, *etwas um seiner selbst willen tun und es deshalb gut machen wollen* (Sennett 2007). Dann springt das Virus einer ansteckenden Gesundheit über.

Botschafter

Sollte es nicht eine Aufgabe der Lehrer werden, Botschafter aus der tätigen Welt in die Schulen zu holen? Sollten Lehrer nicht auch Menschensammler sein? Und wäre es nicht ein Essential für Bildungspläne, dass Kinder und vor allem Jugendliche über Erwachsene mit den verschiedensten Tätigkeiten Welt erfahren? Diese Pluralität von Erfahrungen können die professionellen Pädagogen allein nicht leisten. Aber sie sollten diese Erfahrungen ermöglichen, um den Schülern Milieus und Umgebungen zu schaffen, in denen sie selbst tätig werden. Abschied von der passiven Rezeption des *Stoffs*.

Bei einem vom *Max-Planck-Institut für Bildungsforschung* mitveranstalteten und evaluierten Sommercamp für Viertklässler, der Zufall will es, ebenfalls in Bremen, hatten die Kinder wenig Unterricht und viel Theater und Freizeit. Sie erreichten innerhalb eines Monats den Lernfortschritt eines Schuljahres. Das Ergebnis wollten die Forscher um Jürgen Baumert und Petra Stanat, die seinerzeit die Pisa-Auswertung in Deutschland verantworteten und die Wirkungen des Sommercamps mit ähnlichen wissenschaftlichen Instrumenten untersuchten, erst selbst nicht glauben (Kahl 2007). Noch ein Wunder in Bremen.

Jugendliche schwärmen etwa nach den Sommerkursen der Deutschen Schülerakademie, sie hätten in den drei Wochen mit Experten mehr gelernt als in einem Schuljahr. Der Soziologe Hartmut Rosa, der schon vor seiner wissenschaftlichen Karriere Dozent bei diesen Sommerkursen war und damit seitdem aus Passion weitermacht, forscht nun über Resonanzerfahrungen. Darin sieht er ein Gegenmodell zur Verwertung und Entwertung von immer mehr Tätigkeiten. Tätigkeiten, die häufig nur noch Mittel für etwas anderes sind oder Mittel fürs bloße Überleben. Deren Eigenwert sich verflüchtigt. Rosas These ist, *dass menschliches Leben dort gelingt, wo Subjekte konstitutive Resonanzerfahrungen machen, dass es dagegen misslingt, wo Resonanzphären systematisch durch stumme, das heißt rein kausale oder instrumentelle Beziehungsmuster verdrängt werden* (Rosa, 2014).⁶

Wenn an die Stelle bloßer Vermittlung Präsenz tritt, wenn statt des häufig abgespaltenen Redens die Praxis mit ihren Tätigkeiten, Übungen und Erfahrungen aufblüht und wenn das bloße Echo hin zu lebendiger Resonanz überschritten wird, dann geschehen ganz irdische Wunder.

⁶ Vortrag von Hartmut Rosa bei *Theater träumt Schule* am 15. Februar 2014 in den Münchener Kammerspielen (www.adz-netzwerk.de/Resonanzen-Intensität-Lernen.php), sowie Zusammenfassung des Vortrags von Hartmut Rosa beim Kongress *Orte und Horizonte* am 1. November 2014 im Festspielhaus Bregenz (www.adz-netzwerk.de/files/docs/adz_web/summery_bregenz_vortrag.pdf). Im Januar 2016 erscheint von Hartmut Rosa *Resonanz – Eine Soziologie der Weltbeziehung* im Suhrkamp Verlag.

Wundertäter

Wunder? Nicht solche vom Wunderrabbi, keine, die eine stramme Religion und einen starken Glauben an Übernatürliches voraussetzen. Nein, Wunder in dem ganz säkularen Sinn, in dem Hannah Arendt argumentierte: *Menschen sind zum Anfangen, zum immer wieder Neuanfangen begabt*. Das sagte die Philosophin in einer Vorlesung über Politik. *Diese Begabung nennen wir im gewöhnlichen Sprachgebrauch das Handeln* (Arendt 1993, S. 34). Sie zitierte Platon: *Der Anfang ist auch ein Gott, solange er unter den Menschen waltet, rettet er alles* (ebd.). Die Fähigkeit, unterbrechen und anfangen zu können, mache Menschen zu *Wundertätern*. Alle Menschen! Zumindest solange sie nicht zu Funktionären schrumpfen, solange sie nicht die Passivität dem Handeln vorziehen.⁷ Handelnd entsteht Neues. So entsteht Welt.

Gelingen können Menschen und Institutionen immer nur auf ihre je eigene Weise. Das setzt voraus, dass sie Geschichten sind und keine Kopien. Gelingen kann, siehe oben, allerdings nur, was auch schief gehen darf. Und tatsächlich ist das, was am ehesten schief geht, ja zumeist das, was auf keinen Fall schiefgehen durfte. Das ist nicht leicht zu begreifen, und noch schwerer zu leben, zumal wenn zu viel Angst im Spiel ist. Genauer: Angst vor der Angst erzeugt Starre. Ich wiederhole diesen Gedanken, weil ich ihn als Meditation für Pädagogen vorschlage.

4. Erschöpfung und was uns in den Knochen sitzt

Schulen erinnern an ein Auto mit aufheulendem Motor und defekter Kupplung. Es ist, als sei das System von dem Syndrom befallen, das Paul Virilio den *Rasenden Stillstand* nannte. Es verlangt viel Anstrengung, aber geizt mit Resonanz. Was zurückkommt, ist ein passives Echo. Die Folge ist Erschöpfung.

Diagnose

Erschöpfungsdepression gab es schon immer, im Kinder- und Jugendalter allerdings so gut wie nie, sagt Michael Schulte-Markwort. Er ist Direktor der Kinder- und Jugendpsychiatrie des Hamburger Uniklinikums. *Diese Krankheit ist tatsächlich neu, fährt er fort, ich selbst diagnostiziere Burnout bei Jugendlichen seit etwa fünf Jahren* (Schulte-Markwort 2015).

Eine zweite Diagnose: *30 Prozent der Beschäftigten im Bildungswesen leiden unter Erschöpfung und anderen starken psychischen Problemen*. Sie reagieren mit Rückzug. *Sie sagen, sie können sich nicht mehr in die Schüler hineinversetzen*, hat die Berliner Schul- und Unterrichtsforscherin Bettina Hannover herausgefunden und in dem Gutachten

7 Hannah Arendt spricht in dieser Vorlesung auch nachdenklich über die christliche Tradition, die – zumal in der Rechtfertigungslehre – den Menschen als Empfängenden, also passiv und nicht tätig versteht. Eine noch tief in den Knochen des Bildungssystems sitzende Überzeugung. Zu Hannah Arendts impliziter Pädagogik, Reinhard Kahl, *Pädagogische Meditationen mit Hannah Arendt. Ein Essay in zwei Teilen* in der Zeitschrift *PÄDAGOGIK* Heft 5 und 6, 2013b. 1. Teil: *Denken – Oder: Wie Neues zur Welt kommt* (www.reinhardkahl.de/pdfs/HA_1_paed_5_13_beitrag_final_.pdf); 2. Teil: *Autorität – Oder: Was es heißt, erwachsen zu sein* (www.reinhardkahl.de/pdfs/HA-2_paed_6_13_ha-final.pdf)

des *Aktionsrat Bildung* (Blossfeld et al. 2014) veröffentlicht.⁸ Allein die Zahl der Krankheitstage von Lehrern habe sich seit dem Jahr 2000 fast verdoppelt.

Studien zeigen, wie die Erschöpfung schon nach dem zweiten Schuljahr beginnt, wenn Resonanz verschwindet und die Kinder mehr und mehr nur ein Echo auf die Lehrperson sein sollen. Wenn sie taktisches Lernen mit dem Lernen überhaupt zu verwechseln und abzulehnen beginnen. Dann nehmen sie von dem fein gemahlenen Stoff nur noch das nötigste auf. Nahrung bis zur nächsten Prüfung. Und auch die Lehrer sprechen ja dauern von dem *Stoff*, den sie *durchnehmen müssen*. Ist das eine Einladung in die Welt? Wie wäre es, wenn die Lehrer einen Eid schwören, dass sie *den Stoff* künftig den Dealern überlassen?

Glauben und Wissen

Wenn es so einfach wäre. Ein Schwur, eine Reihe von Erkenntnissen oder sogar ein Reformplan. Die wirklichen Geschichten, also die Wirklichkeit sind voller Schwierigkeiten.

Ulrike Kegler ist Schulleiterin in Potsdam. Ihre staatliche *Montessori-Oberschule* erhielt Preise, auch den Deutschen Schulpunkt. Sie ist ideenstark und mutig. Vor einiger Zeit bekam ihre Sekretärin einen Anruf aus der Schulverwaltung. Frau Kegler sollte bitte vorbeikommen, und zwar *zeitnah*. Der Grund: Stark abweichende Ergebnisse bei den Vergleichsarbeiten im Lande Brandenburg! Sie dachte: Sch... Und ein bisschen zweifelte sie an sich und ihrer Schule. Der Schulrat aber empfing sie strahlend: *Frau Kegler, ich gratuliere Ihnen. Bitte verraten Sie uns Ihr Geheimnis*. Auf die Idee, dass Ergebnisse in zwei Richtungen abweichen können, ist Ulrike Kegler nach diesem Anruf gar nicht gekommen.

Das Geheimnis konnte sie dem Schulrat verraten: Gute Ergebnisse bringt eine Schule, die Kinder nicht beschämt. Eine Schule, die sie nicht zum Bluffen verführt. Eine, in der musische Fächer Hauptfächer geworden sind. Eine Schule, in der das Wissen und die Welt im Laufe der Jahre nicht egal werden und in der am Ende jede Schülerin und jeder Schüler etwas anderes weiß und sie gerade deswegen gelernt haben, sich zu verständigen.

In dieser Episode steckt noch ein anderes Geheimnis. Es ist verborgener und keines des Erfolges. Warum glauben wir so häufig nicht, was wir wissen? Warum wurde auch eine so starke und erfolgreiche Schulleiterin wie Ulrike Kegler nach dem amtlichen Anruf schwach? Ist es nicht so, dass in einer Stresssituation wie nach dem besagten Anruf das, was uns in den Knochen sitzt, durchschlägt, wie alte Schichten eines mehrfach übermalten Gemäldes bei zu hoher Luftfeuchtigkeit? Entgegen allem besseren Wissen zeichnet ein tiefer sitzender, älterer, von unserem Wissen schon widerlegter Glauben durch!

Woher kommt in unserer Tradition dieser Generalverdacht, dass Schüler freiwillig gar nicht lernen wollen? Dass man sie wie Fässer füllen muss? Wie ein Wasserzeichen zeugt ein Satz, der sich von Heraklit über Rabelais bis in die Reformpädagogik durch die abendländische Geschichte zieht, vom Problembewusstsein: *Kinder wollen nicht wie Fässer gefüllt, sondern wie Flammen entzündet werden*.

⁸ Dem Aktionsrat gehören u. a. die Erziehungswissenschaftler Blossfeld, Bos, Lenzen und Prenzel an. Das Gutachten: www.aktionsrat-bildung.de/fileadmin/Dokumente/ARB_Gutachten_Burnout.pdf

Flammen

Die Verführung, Fässer zu füllen, ist offensichtlich. Pädagogen kann danach niemand vorwerfen, etwas falsch gemacht zu haben. Die Sysiphosarbeit des Abfüllens hat sie offensichtlich angestrengt. Sie tun doch ihr Möglichstes. Flammen zu entzünden hingegen ist prinzipiell risikoreich. Vor allem, es kommt dabei neben dem einfachen *Ja* auch das Wörtchen *Nein* ins Spiel.

Ein Geheimnis des Flammenentzündens hat mir der Landwirt Mathias Peeters verraten, der in der von Ulrike Kegler geleiteten Potsdamer Schule mitarbeitet. Die Schüler gehen dort in der siebten und achten Klasse eine Woche im Monat nicht in die Schule, sondern zum Schlänitzsee. Sie kultivieren das Gelände eines ehemaligen Ferienheims des Stasi. Sie verwandeln es und sie verwandeln sich. Sie bauen, pflanzen, ernten, kochen, reden, entdecken und sie denken. Ich fragte Mathias Peeters, was ihm an den Jugendlichen auffällt. Seine Antwort: *Aufrichtige Anteilnahme* und nach einer kleinen Pause fügt er hinzu: *Auch aufrichtige Nichtteilnahme*.

Dass Anteilnahme an die Möglichkeit zur Nichtteilnahme gebunden ist, klingt zwar etwas fundamentalbanal, aber schulische Systeme laufen ständig Gefahr, dieses Grundgesetz zu missachten. Das ist der Skandal der standardisierten Bildung. Wenn das *Nein* ausradiert worden ist, wird auch das *Ja* gebremst. Und dieser große Fehler im Betriebssystem könnte zum Crash der beschleunigten Schule führen. Viel müssen. Kaum etwas wollen. Und dann nicht erfüllt, sondern leer und erschöpft sein.

Herrschaft der Mittel, verlorener Sinn

Verantwortlich für die Leere oder das Ausgebranntsein macht der eben zitierte Psychiater für Kinder und Jugendliche, Michael Schulte-Markwort die *Ökonomisierung des Alltags*, die Herrschaft von Zweck-Mittel-Relationen und immer kurzfristigere Ziele. Sie zersetzen die Lebenswelt: Input, Output, Putput.

Die 16-jährige Schülerin Anna-Rosina hat dazu einen Text ins Internet gestellt. Das Klarste, was ich seit langem gelesen habe: *Ich möchte einmal nach draußen gehen, ohne dabei zu wissen, dass es gut für meine Konzentration ist./Ich möchte einmal eine Pause machen, ohne darüber nachzudenken, dass ich sie brauche um mich auch weiterhin gut konzentrieren zu können./Ich möchte einmal etwas essen, ohne zu denken, dass ich es brauche, um mich fürs Lernen zu stärken./Ich möchte einmal Orangensaft trinken, ohne zu hören, dass ich ihn brauche, um gesund zu bleiben./Ich möchte einmal Wasser trinken, ohne zu wissen, dass ich es brauche um kein Kopfweh zu bekommen./Ich möchte einmal früh ins Bett gehen, ohne zu wissen, dass es sein muss, weil morgen wieder viel Arbeit auf mich wartet./Ich möchte wieder einmal etwas lernen, ohne es zu müssen./Ich möchte einmal richtig schlecht sein dürfen./Ich möchte einmal ICH sein.*⁹

Der ganze Text von immerhin 55.000 Zeichen ist ein Aufschrei gegen die Gefangenschaft in Zweck-Mittel-Relationen. Immer nur etwas tun, *um zu*. Statt sich in der Sache selbst verlieren, sie genießen, auch mit ihr kämpfen, sie lieben, sie vielleicht auch hassen, aber mit ihr eben nicht nur ein Investment in den Nutzen betreiben. Der Text ist ein Protest dagegen, zum Betriebswirtschaftler seiner selbst zu werden,

9 <http://www.adz-netzwerk.de/Anna-Rosina.php>

einer, der sich ständig optimieren soll, einer, der sich verwerten muss und der sich damit selbst entwertet.

Also nicht so leben wie jene Menschen, die arbeiten, um Urlaub zu machen und die Urlaub machen, um wieder fit für die Arbeit zu werden. Wenn sie arbeiten, sind sie nicht bei der Arbeit. Und auch im Urlaub haben sie keinen Urlaub, weil sie nicht bei sich sind, wenn der Urlaub eine Arbeit zur Ermöglichung der Arbeit wird. Dann erodiert Gegenwart. Dann verödet die Ewigkeit des Augenblicks. Das Hase-Igel-Spiel wird zur Regel. Von irgendwoher ruft immer ein Hase dem Igel zu: *Ick bün all dor.*

Am Ende bringt dieser Wettbewerb wenig, doch alle sind irgendwie überwältigt. Eine irritierende Gleichzeitigkeit von Überfüllung und Leere. Kein Wunder, dass die Kinder dann Prothesen suchen. Zum Beispiel gute Zensuren. Die jungen Patienten von Schulte-Markwort sind keine *schlechten Schüler*, sondern solche, die verzweifeln, wenn sie nur auf 1,4 im Abi zusteuern und keine sichere 1,0 haben. Es muss die Goldmedaille sein. Silber ist fast schon nichts. Nur als Nummer Eins glauben sie ein Jemand zu sein. *The winner takes it all.* Und den meisten anderen, glauben sie, drohe dann die Zukunft als ein Niemand.

Bulimie-Lernen

Es ist bemerkenswert, dass heute ausgerechnet aus der Wirtschaft und einem Kreis ihr nahe stehender Erziehungswissenschaftler die Warnung vor dem eindimensionalen Schüler kommt. Sie mahnen: *Bildung ist mehr als Fachlichkeit!* (Blossfeld et al. 2015).

Es wird Zeit, die Mengen lehrbaren Wissens und die Schulfolklore um dieses angebliche Wissen zu reflektieren. Wie wäre es, das Schulwissen als spezifisches Weltverhältnis und als ein Beziehungsmuster zu entschlüsseln? Die bulimische Struktur dieses Wisch-und-weg-Wissens ist in den meisten Schulen nicht mehr zu übersehen.

5. Gegenwart schaffen

Novalis hatte in einem Fragment über Pädagogik diese Grundidee schon benannt. *Erziehung von Kindern nicht durch direkte Erziehung, sondern durch allmähliches Teilnehmen lassen an Beschäftigungen der Erwachsenen.*¹⁰ Goethe verlangte für die Erziehung eine *vollständige Umgebung* und wurde ganz konkret: Landwirtschaft und Musik! Die Liste wäre heute zu erweitern. Aber die Liste ist gar nicht so wichtig. Wichtig sind Gelegenheiten, tätig zu werden und in etwas zu versinken, die Aufmerksamkeit zu fokussieren, ganz da zu sein. Dafür braucht es Vorbilder. Erwachsene, die ganz bei ihrer Sache sind, die diese als Tätigkeit lieben und nicht nur als Sache vermitteln.

Schön und absichtlos: Sein

Wenn Musik in Schulen wichtig wäre, dann sollte Musik in der Schule nicht mit Unterricht beginnen, sondern mit Musik. Idealerweise schon morgens zum Eintreffen. Mit Instrumenten und mit dem Instrument aller Instrumente, der Stimme. Nicht

10 Ich verdanke diese Hinweise Peter Guttenhöfer, Kassel. Siehe auch die Kongressdoku; Fußnote 2

aus Lautsprechern, sondern aus den Körpern von Anwesenden. Von Künstlern! Und Künstlern im Nebenberuf: Amateure, Eltern, Lehrer, Schüler.

Kinder sollten morgens gleich Klänge erfahren. Eingeladen werden. Musik sollte sie berühren, damit der unwiderstehliche mimetische Effekt einsetzt. Denn Lernen ist zunächst Nachahmung! In der Schule sollte Musik sein. Sein! Nicht nur vermittelt werden. Erst mal einfach nur da und schön und absichtslos sein.

Die Schule als Resonanzraum wäre voller Werkstätten, Labore, Ateliers und Vortragsräumen. Sie würde ein Basislager für Exkursionen. Es gibt auch Räume der Stille und Räume zum Üben. Neben den Explorationen steht auch die Rehabilitation des Übens an: Es ist so wichtig wie das Wissen. Üben heißt dann nicht mehr nur Wiederholen, das auch. Üben heißt zugleich Variieren und Ausüben und auch Spielen. Der Resonanzraum Schule wäre zuerst als ein einmaliger und sich verwandelnder Ort zu erfahren. Einer der Schönheit, der Poesie und des Staunens. Einer mit der Chance, irgendwann an etwas hängenzubleiben und zu sagen, *ja, das ist es, das will ich, das ist mein Ding*. Wir brauchen eine Schule der Welt und nicht der Abziehbilder von ihr.

Leidenschaft

Wie, vor allem wo, finden Kinder und Jugendliche *ihr Ding*, das Leidenschaft auslöst? Früher sprach man von Berufung. Wie bleiben sie an etwas hängen? Der Genetiker Markus Hengstschläger erzählt dazu die Geschichte vom Solocellisten eines der besten philharmonischen Orchester (Hengstschläger 2012).¹¹ Dessen Eltern wollten, dass er Klavier spielt. Aber das Kind wollte bald nicht mehr. Seine Eltern aber zwangen ihn nicht und drohten auch nicht: *Schluss mit der Musik*. Sie schickten den Sohn vielmehr auf eine Musikschule, in der er sich an verschiedenen Instrumenten versuchen konnte. Am Cello, so sagt er, sei er dann hängengeblieben. Aus dem Flirt mit dem Klang, den Saiten und dem Körper des Cellos wurde eine Affäre. Eine fürs Leben. Übrigens ist der Grund ihm selbst ein Geheimnis geblieben und vielleicht ist das eine Erklärung dafür, dass die Affäre noch anhält.

Markus Hengstschläger ist selbst ein Beispiel für die unvermeidlich krummen Wege wirklicher Geschichten bzw. lebendiger Biographien. Mit 16 war er in Linz ein stadtbekannter Punk. Mit 24 promovierte er in Genetik. Und mit 35 war er der jüngste Medizinprofessor in Österreich. Jeder Mensch ist ein Dissident. Oder wie Immanuel Kant schrieb: *Der Mensch ist ein krummes Holz, aus dem nichts ganz Gerades gezimmert werden kann* (Kant 1983, S. 702\3) Es sei denn, muss man hinzufügen, man hobelt ihm das Besondere weg. Aber dann bleibt nicht viel. Die Orientierung am Durchschnittideal macht Individuen stumpf und die Gesellschaft flach. Gene seien nur *Bleistift und Papier, aber die Geschichte schreiben wir selbst*, sagt Markus Hengstschläger.

Zukunft

Der Genetiker sieht die Vielfalt von Geschichten und Individuen von einer gleichförmigen, standardisierenden Schule bedroht. Sie sei eine *Durchschnittsfalle*. Er plädiert

11 Neuerdings auch als Comic für Kinder und Jugendliche: Thomas Brezina und Markus Hengstschläger, *Warum nur Knallköpfe die Welt vor Killer-Klobrillen retten können*; Salzburg 2014

für Vielfalt, weil diese am besten auf die Unwägbarkeiten der Zukunft vorbereite. Vielfalt ist die stärkste Ressource, denn sie vermehrt die Chancen, dass die passenden Fähigkeiten für künftige Herausforderungen dabei sind. Hingegen läuft eine vermeintlich gezielte Vorbereitung auf die Zukunft eher auf die Wiederholung des Bekannten hinaus. Zukunft entsteht in wacher, ja, radikaler Gegenwart. Die gilt es zu ermöglichen!

Natürlich ist auch Tradition nötig. Aber sie ist die Fortsetzung der Vergangenheit, nicht die Zukunft, die immer unbekannt ist. Die Schule der Zukunft wäre also eine offene Schule. Eine die Zukunft schafft.

Aber selbst die *Individualisierung des Unterrichts*, von der seit einigen Jahren viel erwartet wird und auch die Ablösung der auf Wissen basierenden Lehrpläne durch *Kompetenzen* und *Kompetenzraster*, die einen Ausweg versprachen, führen häufig wieder in die von Hengstschläger kritisierte Durchschnittsfalle. Der Innsbrucker Erziehungswissenschaftler Michael Schratz kritisiert die *didaktische Konstruktion des Individuums*, weil sie den Eigensinn der Personen geschwächt (Schratz/Westfall-Greiter 2010). Statt ein Puzzle aus Schulstoff zusammenzukleben, wäre aus den vielen Stoffen und aus dem Material der Welt ein Gewebe zu weben. Diese Gewebe sind natürlich nicht jedes Mal neu. Behüte! Sie tragen Traditionen weiter! Aber sie ergeben immer wieder neue Muster. Was unterscheidet den wertvollen Perserteppich von der maschinellen Imitation? Seine Einzigartigkeit und auch die Webfehler. Wenn Individuen ihr einmaliges Muster flechten, spricht Michael Schratz von *Personalisierung*. Darauf käme es an: Entfaltung der Personen in einer Schule des Seins mit vielen Gelegenheiten und Bildungsmöglichkeiten. Eine Schule, die sich eingestehst, dass Menschen immer nur auf dem Ozean des Nichtwissens segeln. Die Verständigung derer, die Verschiedenes wissen und Anderes können, gelingt am besten im Milieu ihrer *Pluralität*. Auf die Anerkennung der Einzigartigkeit und Verschiedenheit kommt es an! *Pluralität!* Das war Hannah Arendts Begriff für Verschiedenheit.¹²

Vermittlung

Die Schule der Vermittlung mit ihrem Fokus auf Standardisierung ist drauf und dran zu einer Mühle zu werden, in der inzwischen der Stoff so fein ausgemahlen wird, dass er nicht mehr schmeckt. Kein Wunder, dass die Schüler davon nur das Nötigste aufnehmen wollen und dass sich *Bulimielerlernen*¹³ als Kurzdefinition für den Schulbetrieb durchsetzt. Zu eben diesem Ergebnis kommen auch Hirnforscher wie Gerhard

12 *Jeder Mensch steht an einer Stelle in der Welt, an der noch nie ein anderer vor ihm stand*, schrieb sie in ihrem Hauptwerk *Vita Activa* oder vom *tätigen Leben*, das sie ursprünglich *Amor Mundi*, also *Liebe zur Welt* nennen wollte. (Hannah Arendt, *Vita activa*. Stuttgart 1960 (Erstausgabe), spätere Auflagen als Piper Taschenbuch)

Dieser radikalen Individualität steht bei ihr ein anderer Pol gegenüber, den sie ebenso radikal denkt: Das Zusammenleben. Die Welt. Das Zwischen. *Die Welt liegt zwischen den Menschen, und dies Zwischen – viel mehr als, wie man häufig meint, die Menschen oder gar der Mensch – ist heute Gegenstand der größten Sorge und der offenbarsten Erschütterungen in nahezu allen Ländern der Erde*, sagte sie in ihrer Rede, mit der sie sich 1959 in Hamburg für den Lessing-Preis bedankte. (Erschienen in der Porträtsammlung *Menschen in finsternen Zeiten*. Zuletzt München 2012)

13 Das Wort *Bulimielerlernen* ist nun auch schon wieder ein abgegriffenes Schlagwort. Ich habe in einem Kommentar in der *taz* vom 5.12.1996 erstmals *Bulimie* zur Charakterisierung des verwahrlosten Lernens in die Bildungsdebatte gebracht.

Roth. Er schreibt, *alle Überprüfungen des Wissens, das junge Menschen fünf Jahre nach Schulabschluss noch besitzen, laufen darauf hinaus, dass das Schulsystem einen Wirkungsgrad besitzt, der gegen Null strebt* (Roth 2011). Dabei ist Gerhard Roth kein Freund des Alarmismus. Der langjährige Präsident der Studienstiftung des deutschen Volkes und Direktor des Instituts für Hirnforschung in der Universität Bremen hält neben seinen Vorlesungen auch Vorträge im Bremer Rathaus über Lernen, Persönlichkeit und unser Zentralorgan, das Gehirn. In der Bremer *Gesamtschule Ost* setzt er sich hinten in die Klassen und mitten ins Lehrerzimmer und empfiehlt das Grundgesetz des Lernens zu befolgen: Weniger ist mehr. Das ist nicht neu. Bereits Johann Amos Comenius verlangte in seiner *Didaktik* vor 400 Jahren: *Lehrer, lehrt weniger, damit eure Schüler mehr lernen.*

Denn der Flaschenhals beim Lernen, das zeigen heute Gerhard Roth und seine Kollegen, ist das Arbeitsgedächtnis. In das muss erstmal alles hinein und für wert befunden werden, um ans intermediäre Gedächtnis weitergeleitet und schließlich im Langzeitgedächtnis gesichert zu werden. Die Kapazität des letzteren ist schier unendlich, aber die des Arbeitsgedächtnisses reicht höchstens fünf Minuten. Worauf kommt also beim Transfer vom Arbeitsgedächtnis in die tieferen Archive an? Darauf ganz konzentriert, gegenwärtig und hellwach zu sein. Und dafür brauchte es eine gute Atmosphäre.

Harfen und Kochtöpfe

Es gibt sie bereits, Schulen, die anders klingen und gut riechen. Zum Beispiel die Erika-Mann-Grundschule mitten im Berliner Kiez. Harfensaiten wurden zwischen die Stangen im Treppenhausgeländer gespannt. Daran sieht man morgens schon die Kinder zupfen. Was ist das für eine Einladung!

Und was würde es bedeuten, wenn im Zentrum der Schule eine Küche wäre? In ihr ginge es so wenig um die Zubereitung von Kalorien, wie es auch in der Schule selbst nicht mehr um die bloße Zubereitung von Informationen oder eben um *den Stoff* ginge. Es ginge um die vielen Stoffe und um ein verzweigtes Wissen, das in Mischungen und Kombinationen auftritt.

Es ist klar, dass in dieser Küche mit den Kindern und Jugendlichen Köche arbeiten, oder sagen wir, Menschen, die gut kochen und erklären können, was sie machen und mit ihrer Freude anstecken. Ob jemand kochen kann, erweist sich ja nicht an Diplomen. Wolfram Siebeck zum Beispiel hatte zunächst Karikaturen gezeichnet und Reportagen verfasst, bevor er über Restaurants zu schreiben begann. Dann erst kochte er selbst und erfand seine berühmten Rezepte. Auch der derzeit geistreichste Philosoph des Kochens und Genießen, der Restaurantkritiker der F.A.Z., Jürgen Dollase, ist Autodidakt. Er nahm seinen Weg über ein Kunststudium, als Bandleader von *Wallenstein* zum derzeitig tonangebenden Küchenliteraten. Autodidakten gehören ebenso ins Ensemble der Vorbilder wie Meisterschüler und gute Lehrer. In dieser Küche inmitten der Schule (eine Idee, die auch schon John Dewey formulierte, Kirsten Reich wies mich darauf hin) kommt es nicht darauf an, Rezepte nachzukochen.

Ohne Rezepte

Was ermöglicht denn das Kochen ohne Rezept? Man muss viel wissen! Die Substanzen und Aromen kennenlernen und die Regeln ihres Zusammenspiels beherrschen! Man muss sich das Gericht vorstellen können und sich erlauben, Erfahrungen zu machen, also in einem ganz basalen Sinne zu forschen und zu lernen. Rezepte hingegen bewahren vor den Risiken des Lernens und souveränen Handelns. Gewiss, im Alltag kommt niemand ohne sie aus. Rezepte lassen sich allerdings auch als Geschichten vom Kultivieren der Produkte und Zutaten in Speisen lesen. Sie sind ein Archiv mit dem Reichtum der Tradition. Aber müssen sie denn wie Vorschriften gelesen werden? Wer sich die Freiheit zum Lernen nimmt, wird mit immer feineren Kompositionsideen und mit dem Genuss am Kochen und Essen belohnt. Kochen wird so ein Spiel mit Differenzen. Die Freude an der Vielfalt und Schönheit ist eine des Lebens an sich selbst. Man muss sich nur in der Natur und in der Kultur umsehen. Es geht immer um die Überschreitung des Überlebens hin zum Leben *Ob ihr's glaubt oder nicht*, sagte der Dichter Joseph Brodsky, *die Evolution hat ein Ziel: Schönheit*. Heute geht es darum, die Reduktion von Leben auf Überleben, eine Evolution rückwärts aufzuhalten. Überall! Nicht nur in der Schule!

Das Kochen ist dafür eine herausragende Übung. Die Lust an Differenz übersteigt die krude Ordnung bloßen Sattwerdens, Anwendens, Ausführens und eben: Überlebens. Ist die Küche nicht immer, ob man es will oder nicht, das Labor der Labore? Ein Metalabor! Sie ist entweder ein Prototyp der Abfütterungs- und Erledigungswelt oder aber eine Werkstatt zur Kultivierung und Überschreitung des Notwendigen.

Für die Küche gilt wie für die Musik die Doppelmaxime des rehabilitierten Übens: Wiederholen und Variieren.

Übungen können dabei gar nicht elementar genug sein, wenn sie dadurch genauer werden. Die Bratkartoffel in dünneren oder dickeren Scheiben? In Öl oder zum Schluss mit etwas Butter? Nur Salz oder auch Paprika, vielleicht doch lieber mit Cayennepfeffer? Zwiebeln schon vorher rösten oder später dazu mischen? Und dabei immer wieder probieren, schmecken, also unterscheiden, selbst entscheiden, sich von Vorbildern inspirieren lassen und dann: *Do it your way!*

Der Stuttgarter Sternekoch Vincent Klink erzählt in seinem Buch *Sitting Küchen Bull* (Klink 2009) von einem französischen Meisterkoch, in dessen Küche es verpönt war, nach Rezepten zu kochen oder Erfahrungen als Rezepte aufzuheben. Da deutet sich ein neues Muster an. Robert Musil hat in seinem Roman *Mann ohne Eigenschaften* einen schönen Namen für solche Laboratorien gefunden: *Seele und Genauigkeit*.

Man sage nicht, das sei ein Programm für die Küchenakademie, aber nichts für die Kinder oder Jugendlichen! Im Gegenteil. Sie würden endlich so lernen, wie sie sprechen gelernt haben oder wie man im Ausland eine neue Sprache lernt. Keine fertigen Sätze kopieren. Sie lernen nicht auswendig, sondern inwendig. Sie lernen selbst zu sprechen, wenn sie sich mit anderen verständigen.

6. Zum Schluss: Ein Lob des Seiltänzers

Der Seiltänzer macht kleine Schritte und richtet seinen Blick zum Horizont. Beides. Einer, der nur auf seine Füße starrt, stürzt ab. Sein Gleichgewicht hält er durch den Blick zum Horizont. Dieser Blick ist schon rein physiologisch eine Funktion seines Gleichgewichtssinnes. Auf den Horizont starren Rechthaber und Dogmatiker. Sie bestehen auf ihrem Standpunkt und verharren dort.

Auf die Kombination kommt es an: weiter Blick und kleine Schritte. Die Schritte können gar nicht klein genug sein, wenn sie denn genau sind. Also nichts gegen *kleine Schritte*, im Gegenteil. Aber ohne Horizontblick entsteht keine Welt und ohne weite Sicht gibt es keine Freiheit. Es geht heute darum, die so drückend notwendigen Veränderungen nicht ideologisch zu konzipieren, sondern sie aus der Intelligenz und der Würde der Praxis hervorzubringen. Die Praxis ist die Königin. Sie ist das Zentrum. Aber das Zentrum braucht den Horizont. Allerdings muss die Praxis ihr Selbstbewusstsein und ihre Würde, also ihre Souveränität häufig erst noch erringen.

Würde

Eine würdige Praxis kann sich nicht als nachgeordnetes und ausführendes Organ verstehen. Sie darf sich auch nicht länger als Transmissionsriemen benutzen und in Zweck-Mittel-Relationen kaltstellen lassen.

Es geht um eine andere Haltung oder vielleicht besser: um eine andere Bewegungsform, eine andere Gangart und wenn immer möglich um einen Tanz.

Kleine Schritte sind nicht bescheiden. Sind also nicht der Gegensatz zu großen Sprüngen. Wenn sie entschieden kühn und genau sind, werden sie das Radikalste und Mutigste und – das ist unvermeidlich: subversiv sein.

Wenn Lehrer zum Beispiel wissen, dass die Schüler von dem Pensum, das in Klassenarbeiten oder Klausuren abgefragt wird, nach einem Jahr das meiste vergessen haben werden, warum schreiben sie dann weiter wie bisher diese Arbeiten? Wer könnte ihnen widersprechen, wenn sie sich entschließen, Klausuren oder Klassenarbeiten nicht mehr am Ende einer Unterrichtseinheit zu schreiben, sondern ein Vierteljahr, ein halbes Jahr oder noch später, ohne Ankündigung, aber auch ohne Hinterlist, sondern als Prüfung im klassischen sokratischen Sinne des Unterrichts, also als Prüfung der Wirksamkeit der Schule. Was ist wirklich geblieben? Dabei bildet sich der Horizontblick auf das, was ohne besondere Prüfungsvorbereitung präsent sein soll, was bleiben soll, worauf es uns ankommt. Die Prüfung der Schüler wäre zweitrangig.

Wenn man sich über diesen Horizont verständigt und seine Schritte entschieden setzt, dann hat die andere Gangart bereits begonnen. Und stellen Sie sich vor, Sie kommen morgens in die Schule und es klingt. Es klingelt nicht, nein, es klingt. Es gibt viele interessante Geräusche und schöne Gerüche. Es gibt Werkstätten. Kunst hängt an den Wänden. Und natürlich ist Musik allgegenwärtig. Und dann beginnt man in den Tag zu tanzen.

Literatur

- ARENDT, Hannah (1993). *Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass*, hg. von Ursula Ludz, München: Piper.
- BLOSSFELD, Hans-Peter et al. (2014). *Psychische Belastungen und Burnout beim Bildungspersonal. Empfehlungen zu Kompetenz- und Organisationsentwicklung*, hg. von der Bayrischen Vereinigung der Deutschen Wirtschaft. Münster: Waxmann. www.aktionsrat-bildung.de/fileadmin/Dokumente/ARB_Gutachten_Burnout.pdf
- BLOSSFELD; Hans-Peter et al. (2015). *Bildung. Mehr als Fachlichkeit*. Münster: Waxmann. http://www.aktionsrat-bildung.de/fileadmin/Dokumente/Gutachten_2015_Internet.pdf
- KAHL, Reinhard (2013). *Pädagogische Meditationen mit Hannah Arendt. Ein Essay in zwei Teilen*. In: *PÄDAGOGIK* Heft 5 und 6, 2013. 1. Teil: *Denken – Oder: Wie Neues zur Welt kommt*. www.reinhardkahl.de/pdfs/HA_1_paed_5_13_beitrag_final_.pdf.
2. Teil: *Autorität – Oder: Was es heißt, erwachsen zu sein*. www.reinhardkahl.de/pdfs/HA_2_paed_6_13_ha-final.pdf.
- KAHL, Reinhard (2007). *Das Wunder von Bremen*. Film. DVD über www.archiv-der-zukunft.de
- KANT, Immanuel (1983). *Werke in sechs Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel. Band VI: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- KLINK, Vincent (2009). *Sitting Küchenbull. Gepfefferte Erinnerungen eines Kochs*. Reinbek: Rowohlt.
- HENGSTSCHLÄGER, Markus (2012). *Die Durchschnittsfalle. Gene – Talente – Chancen*. Salzburg: Ecowin.
- LESSING, Gotthold Ephraim (1970). *Dramenfragmente. Werke*. Band 2, München
- MARQUARD, Odo (2007). *Die Philosophie der Geschichten und die Zukunft des Erzählens*. In: *Skepsis in der Moderne*. Stuttgart: Reclam. S. 55–71.
- OSTEN, Manfred (2006). *Die Kunst, Fehler zu machen*. Frankfurt am Main. (Suhrkamp)
- ROSA, Hartmut (2014). Vortrag bei *Theater träumt Schule* am 15. Februar 2014 in den Münchner Kammerspielen, www.adz-netzwerk.de/Resonanzen-Intensitaet-Lernen.php; sowie Zusammenfassung des Vortrags von Hartmut Rosa beim Kongress *Orte und Horizonte* am 1. November 2014 im Festspielhaus Bregenz, www.adz-netzwerk.de/files/docs/adz_web/summery_bregenz_vortrag.pdf. 16.8.2015.
- ROTH, Gerhart (2011). *Bildung braucht Persönlichkeit. Wie Lernen gelingt*. Stuttgart: Klett.
- SENNETT, Richard (2007). *Das Handwerk*, Berlin: Berlin Verlag.
- SCHULTE-MARKWORT, Michael (2015). *Burnout-Kids. Wie das Prinzip Leistung unsere Kinder überfordert*. München: Pattloch.
- SCHRATZ, Michael/WESTFALL-GREITER, Tanja (2010). *Das Dilemma der Individualisierungsdidaktik. Plädoyer für personalisiertes Lernen in der Schule*. www.uibk.ac.at/ils/mitarbeiter/mschratz/pub/personalisierung--individualisierung.pdf. 16.8.2015.